Ein kühner Witz.

In einem Berliner Millionärklub ereignete sich an einem der letzten Abende ein ganz eigenartiger Zwischenfall, welcher die Gesellschaft daselbst längere Zeit in einer erklärlichen Aufregung erhielt. Einer der Herren, der sich zu einem Spielchen niedergesetzt hatte, zog aus seiner Tasche ein Portefeuille hervor, welches 3000 Mark enthielt; er entnahm demselben als Spielgeld 200 Mark und legte es dann neben sich auf den Tisch, auf dem er es achtlos liegen ließ. Nachdem nach etlichen Stunden das Spiel beendet war, wollte der betreffende Herr das Spielgeld mitsammt dem etwa 100 Mark betragenden Gewinn in die Brieftasche legen, dieselbe war jedoch verschwunden und konnte alles Suchens ungeachtet nicht aufgefunden werden. Man ließ daher den Inspektor des Kasinos kommen, der auf's Neue nach dem verschwundenen Portefeuille suchte und auch das gesammte Dienst- und Aufwartepersonal inquirirte, aber alles Suchen und Forschen blieb vergeblich. Man beschloß, die Polizei von dem Vorfall zu verständigen, und nachdem man denselben noch eine Zeit lang ei frig besprochen, verließ der Verlustträger verstimmt das Kasino, während die anderen Herren dort im Gespräch noch zurückblieben.

Da, nach etwa einer Stunde, es war inzwischen 2 Uhr nach Mitternacht geworden, erschien in hochgradiger Aufregung ein Gast des Kasinos, ein notorisch sehr reicher Herr, welcher den Abend über an dem betreffenden Tisch dem Spiele zugesehen hatte, und präsentirte zu allgemeiner Ueberraschung die vermißte Brieftasche. Er hatte, wie er in aller Hast erzählte, dem spielenden Herrn, welcher die Brieftasche mit dem werthvollen Inhalt so achtlos bei Seite gelegt hatte, zur Strafe dafür einen kleinen Schrecken einjagen wollen und daher das Portefeuille an sich genommen und in die Rocktasche gesteckt. Ohne an diesen Streich zu denken, war er noch vor Beendigung des Spiels nach Hause gegangen; er hatte keine Ahnung davon, daß er die Brieftasche noch bei sich habe und würde vorläufig auch noch gar nicht darauf gekommen sein, wenn dieselbe nicht beim Entkleiden aus der Rocktasche herausgefallen wäre. Ganz entsetzt über diese Entdeckung, habe er sich sofort wieder aufgemacht, um schleunigst nach dem Kasino zurückzukehren und die Brieftasche dort abzuliefern. Alles athmete erleichtert auf, denn der vergeßliche Eskamoteur ist so einwandsfrei, daß er hoch über dem Verdacht steht, er habe die Tasche mit dem Gelde etwa in unlauterer Absicht eingesteckt und sie nur deshalb zurückgeliefert, weil das Verschwinden eine so große Erregung hervorgerufen habe. Und so hat die peinliche Angelegenheit sich in Wohlgefallen aufgelöst....

Ein armes Dienstmädchen.

Aus Wien berichtet das Wiener Tagblatt: Gelegentlich einer vor dem Bezirksgericht der Inneren Stadt durchgeführten Verhandlung erfuhr man die überraschende Thatsache, daß es in Wien ein Dienstmädchen gibt, das ein Vermögen von mehr als 10,000 Gulden besitzt. Anna Kropatsch, so heißt dieses seltsame Dienstmädchen, war bis vor kurzer Zeit bei der Hausbesitzerin Minna Vogl bedienstet, welch' letztere zwei werthvolle hübsche Papageien brasilianischer Provenienz besaß. Als Frau Vogl zu Ostern auf vierzehn Tage zu ihren Verwandten nach St. Polten ging, überließ sie die Ueberwachung der Wohnung und insbesondere die Betreuung der beiden exotischen Vögel dem Dienstmädchen Anna Kropatsch, welche denn auch in den ersten Tagen der Abwesenheit ihrer Herrin die Papageien auf das Beste pflegte.

Nun nützte aber auch das Dienstmädchen die Gelegenheit der Abwesenheit ihrer Herrin aus, indem sie eines Tages eine Partie in Gesellschaft mehrerer Freundinnen unternahm, von der sie erst nach drei Tagen zurückkehrte. Ihre befiederten Schutzbefohlenen hatte die Kropatsch vollständig vergessen und sie fand dieselben in ihren Käfigen todt auf dem Rücken liegend. Fra Vogl verlangte energisch vom Dienstmädchen den Ersatz von 35 Gulden für die Papageien, das Mädchen aber lehnte ebenso energisch die Zahlung ab. Frau Vogl klagte und jüngst standen sich Gnädige und Dienstmädchen vor dem Bezirksgericht gegenüber.

Der Richter versuchte einen Ausgleich und schlug der Klägerin vor, mit ihrer Forderung etwas herabzugehen, da man mit einem armen Dienstmädchen doch Rücksicht haben müsse. „Armes Dienstmädchen?" fiel hier die Klägerin ein. „Herr Richter kennen eben die Verhältnisse nicht. Das Dienstmädchen besitzt viel mehr Vermögen als ich. Sie hat 10,193 Gulden in der Sparkasse! Sie hat das Sparkassenbuch in meiner Verwahrung gehabt und ich weiß es daher genau. Sie soll nur zahlen!" — „Papagei ist nicht so viel werth," meinte die Geklagte, die viel be r böhmisch als deutsch spricht. „Zahl ich nicht 35 Gulden für zwei Vögel."—„Sie haben Geld genug!" meinte die Klägerin. — „Wir werden einen Sachverständigen vernehmen müssen," erklärte schließlich der Richter. Um nun dieser Eventualität vorzubeugen, einigten sich die Parteien auf den Betrag von 25 Gulden, mit dem sich die Klägerin endlich zufrieden gab.

— Auch ein Thierfreund. Am Stammtisch wird die Frage über eventuelle Gründung eines Thierschutzvereins erörtert. — Interessiren Sie sich auch für Thiere, Herr Meyer? — Gewiß! Ich bin ein großer Thierfreund! — So? Wovon denn z. B. — Na, z. B. von Gänsen und Enten. Die habe ich sehr gerne! Das heißt, wenn sie gebraten sind!

— Mancher lebt auf einem so großen Fuß, daß es ihm schwer wird, seine Stiefel zu bezahlen.

Dieb!

Von Julius Keller.

Er hatte gestohlen.

Es gab keine andere Bezeichnung für seine That — er mochte nachgrübeln, soviel er wollte. Alles Andere war eitle Beschönigung — — er hatte gestohlen, hatte sich am Eigenthum eines Anderen vergriffen.

Doch dieser Andere war ja reich! Sein Geldschrank war wohlgefüllt, seine Kinder waren für alle Zeiten versorgt — wem also schadete der kleine Verlust? Die paar lumpigen Goldstücke kann der reiche Mann wohl entbehren!

Aber — ein Diebstahl war's doch. Ein Diebstahl, in heimtückischer Weise an seinem Brodherrn begangen..... Allerdings — die Verführung — —!

Der Geldschrank hatte weit offen gestanden.... das kleine Kästchen unten war bis zum Rand mit Goldstücken gefüllt, die so verführerisch blitzten und blinkten.... Daheim aber lag sein, des armen, schlecht bezahlten Schreibers, junges Weib .... krank, matt— kaum für sich und ihr Kleines mit der nothdürftigen Nahrung versorgt. Wie würde eine gute Flasche Wein, ein kräftiges Hühnchen ihr wohlthun! Wie würden ihre bleichen Wangen sich wieder röthen, ihre Pulse wieder lebhafter schlagen, ihr Muth zum Leben neu erwachen?!

Und gerade da war der Herr aufgestanden, und mit dem ihm zur Unterschrift vorgelegten Schriftstück in das anstoßende Gemach getreten.... war das nicht ein Wink des Schicksals, eine Fügung des Himmels gewesen? — Ein kurzer, kühner Griff, das goldgefüllte Kästchen — und sein häusliches Glück, durch Krankheit und Sorge vernichtet, blühte neu auf! Ei was, das war kein Diebstahl, das war Nothwehr—Selbsterhaltungstrieb.... Und so hatte er zugegriffen....

Nun war's geschehen — und mit der schönen Beute in der Westentasche trottete er seiner Wohnung zu....

Anfangs war ihm ganz wohl und fröhlich zu Muthe gewesen.... „Hilfe! ....Rettung!" jauchzte es in ihm und schnellen Schrittes ging er einher.....

Da hörte er eine Stimme:

„Ein Dieb! Haltet den Dieb!"

Entsetzt fuhr er zusammen und blieb wie angewurzelt stehen. Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn — er griff sich mit der Hand an den Kopf.

Schon entdeckt?

Die Leute stürmten an ihm vorüber, rannten ihn beinahe um oder stießen ihn roh bei Seite....

Er sah sie endlich Halt bei einem jungen Menschen machen, den ein Polizist bereits am Kragen hatte. Laut redend und heftig gestikulirend umringte man jenen und folgte, als der Schutzmann ihn davonführte— —vom Johlen und wüsten Geschrei der lieben Jugend begleitet....

Also, der war gemeint! Der war der Dieb! Nicht er!

Erleichtert athmete er auf und ging weiter .... Aber das Geschrei verfolgte ihn....der Ruf: „ein Dieb! haltet den Dieb!" klang unausgesetzt in seine Ohren....

Doch das war ja Unsinn!.... Wie konnte er sich jenem gleichstellen—einem vielleicht ganz gemeinen Straßenräuber, der etwa ein Kind beraubt, einer Armen ihr Letztes genommen hatte.... Das hatte er doch nicht gethan.

Gewaltsam raffte er sich auf und versuchte auf andere Gedanken zu kommen.

Was sollte er zunächst nun für das Geld kaufen, um sein armes Weib zu überraschen?.... Wein .... Delikatessen....Erfrischungen .... Ja! Das ist's! Er will Einkäufe machen, das wird ihm die bösen Gedanken schon vertreiben!....

Aber wird man sich nicht wundern, daß er, der blasse, darbend aussehende Mensch in der ärmlichen Kleidung, Goldstücke wechselt und Dinge kauft, die nur dem Reichen gestattet sind?... Wird man ihn nicht mißtrauisch anblicken, Muthmaßungen, Verdacht hegen? Wird seine Unruhe, sein Blick — der unstät ist, er fühlt es — ihn nicht verrathen? Wird man ihn nicht festnehmen und rufen „ein Dieb!"....

Ach was! Alberne Bedenken. Die Leute wollen ihr Geschäft machen, gleichviel, wo's herkommt! .... Da ist eine Weinhandlung....schön erleuchtet und voll mit Leuten....Hinein also!

Nein es geht nicht. Er ist zu unruhig.... Er zittert.... Noch niemals hat er einem Menschen einen Pfennig genommen, nie etwas auf unrechtmäßige Weise erworben. Das schon der Tasche entnommene Goldstück glüht in seiner Hand wie Feuer.... Nein, er muß erst ruhiger werden, sich erst selbst überzeugen, daß er kein gemeiner Dieb ist, dann wird's besser gehen.... Er wird zunächst seine Wohnung aufsuchen, das Elend seines Weibes anschauen, das dürftig genährte Kindchen küssen — dann wird ihm Muth und Ruhe kommen, dann wird er einsehen, daß er recht gethan....

Hastig betritt er das ärmliche Zimmer und seine heißen Lippen berühren den Mund der matt lächelnden Frau.

„Wie geht es Dir?" fragt er mit leiser, banger Stimme und „gut, ganz gut" haucht sie in fast unhörbarem Ton.

„Gut, ganz gut!" Das sagt sie immer, die liebe Dulderin, und dabei wird sie immer blasser und immer schwächer....

„Du belügst mich," sagte er fast unwillig und greift nach ihrer Hand. „Es geht Dir schlecht, sehr schlecht....Du leidest Mangel und macht Dir trübe Gedanken....Du brauchst Pflege und Stärkung....Aber nur Geduld.... die sollen Dir werden! Du wirst nicht länger so elend sein! Ich werde Dir aufhelfen!"

Seine Augen weiteten sich. Eine fast fieberhafte Röthe überfliegt sein Gesicht.

„O, auch die schlimme Zeit hat ihr Ende," fährt er mit erhobener, aber unsicherer Stimme fort, „kommt Zeit, kommt Rath."

Verständnißlos sieht sie ihn an. Er aber greift plötzlich in die Tasche, und im nächsten Augenblick liegen die Goldstücke auf dem kleinen Tisch an ihrem Bett, im Licht der schirmlosen Lampe glänzend.

„Da, mein Schatz!" spricht er hastig, „da ist Geld!....Das gehört Dir! Davon will ich Dich pflegen!....Warum sollen nur die reichen Leute gesund werden, warum sollen die Armen an Lappalien zu Grunde gehen, die man mit ein paar Mark gut machen kann!.... Das ist ja Unsinn! Niederträchtigkeit!....Ich will Dich schon gesund machen — und wenn das ausgegeben ist, giebts mehr!"

Die hoffnungsfreudigen Worte ersterben ihm fast auf den Lippen....er spricht leiser und leiser und seine erst so heißen, hellen Blicke umschleiern sich zu scheuem Ausdruck.

Die Frau sagt kein Wort — — aber ihr Gesicht—ihr Gesicht!

Das ist nicht Freude, nicht Hoffnung, nicht neu erwachende Lebenskraft, was in ihren schlaffen Zügen liegt, — das ist Mißtrauen, Verdacht, Entsetzen....

„Dieb!"

Hat sie es gerufen? .... Hat sie es mit zitternden Lippen ihm entgegengeschleudert, das schreckliche Wort? ....

Nein, sie hat nichts gesagt .... kein Laut ist von ihren Lippen gekommen sieht ihm nur starr in's Gesicht.

Und dennoch gellt das Wort in seine Ohren....Sie ruft es wieder — und immer wieder.... Voll Verachtung und Zorn—voll Haß und Abscheu....

„Dieb!"

Furcht, Grauen, Empörung — — Alles klingt aus dem furchtbaren Ton dieses Wortes....

Und noch immer haben die Lippen des jungen Weibes sich nicht bewegt — noch immer sieht sie verständnißlos den Erregten an.

Er aber rafft keuchend die Goldstücke vom Tisch zusammen, stülpt den Hut auf den Kopf und stürmt der Thür zu.... Dort wendet er sich noch einma' um und spricht:

„Ich habe noch etwas zu besorgen — etwas sehr Wichtiges."

Damit verläßt er eilend das Zimmer....

Direct nach dem Bureau des Principals geht sein Weg. Ungestüm reißt er an der Klingel der Wohnung und ruft der öffnenden Magd entgegen:

„Ich muß den Herrn sprechen. Sofort — in einer wichtigen Sache."

Das Mädchen macht Umstände. Der Herr ist im Kreise seiner Familie. Er läßt sich nicht stören

„Aber es ist Gefahr im Verzuge! Melden Sie mich! Er muß mich empfangen...."

„Will's versuchen."

Athemlos wartet er an der Thür, bis er endlich ihre Stimme hört:

„Sie sollen ausnahmsweise 'rein kommen."

Hastig stürzt er, an der Verblüfften vorbei, in das Gemach des Herrn, der ihn bereits erwartet.

„Was führt Sie so spät und ungestüm zu mir?"

„Ein Diebstahl, Herr Principal."

„Wie? — Bei mir?"

„Ja. — Der Dieb steht vor Ihnen."

Fast tonlos wirbeln die Worte von seinen Lippen.... Während der Prinzipal unwillkürlich zurücktritt, legt er mit zitternder Hand die Goldstücke auf den Schreibtisch nieder. Dann wird er plötzlich ruhiger.... Er athmet tief auf und seine Stimme hat einen weichen, flehenden Klang, als er fortfährt:

„Nehmen Sie Ihr Geld zurück .... Ich habe es genommen — in' einem Augenblick des Wahnsinns...."

Mit erstaunten Blicken betrachtet der Prinzipal den in maßloser Erregung vor ihm Stehenden.

„Und aus welchem Grunde sind Sie zum Diebe geworden?" fragt er dann in eindringlichem Tone.

Der Schreiber sieht ihn scheu von der Seite an.

„Aus Liebe zu meinem Weibe," flüstert er dann.... „Aber sie haßt, sie verabscheut mich dafür.... aus Furcht vor ihrem Tode — und nun wird sie sterben, weil ich ein Dieb geworden bin!"

Er bedeckt sein Gesicht mit den Händen und, zum ersten Mal seit langer Zeit, rinnt es warm und feucht in seine Augen....

Da fühlt er, daß eine Hand sich auf seine Schulter legt.

Er blickt auf und sieht in das ernste Gesicht seines Prinzipals.

„Sagen Sie mir alles! Schildern Sie mir Ihre Verhältnisse, wie sie sind. Verzehren Sie sich nicht in erbittertem verschlossenem Grimme, reden Sie frei und offen.... Warum haben Sie gestohlen?"

Einen Augenblick sieht der Schreiber den Prinzipal nach dieser Frage zögernd und unschlüssig an, dann aber löst sich seine Zunge, und in beredten Worten schildert er seine Lage und alles, was er während der letzten Zeit empfunden und gedacht. Immer lebhafter, immer erregter wird er während seiner Rede, jedes seiner Worte trägt den Stempel lauterer Wahrheit — zum ersten Mal seit langer, langer Zeit spricht er aus, was in seinem Innern gewühlt und getobt.

„So, Herr Prinzipal," schließt er endlich, matt und ermüdet, seine Rede, „so wurde ich ein Dieb.... Und nun thun Sie mit mir, was Sie wollen."

Mit gesenktem Haupte erwartet er die Antwort, die nach kurzem Zögern folgt.

„Nehmen Sie das Geld da wieder, es gehört Ihnen.... Sie haben einen kuriosen Umweg gemacht, meine Unterstützung zu erbitten. Hätten Sie, anstatt sich dumpf und verschlossen in ohnmächtigem Zorn gegen mich, der ich mehr als Sie besitze, zu verzehren, mir offen Ihre Verhältnisse dargelegt, es wäre nicht so weit gekommen. Aber noch ist's Zeit.... Ich glaube an Sie und vertraue Ihnen....Sie bleiben in meinem Dienst — und die Goldstücke da — verwenden Sie für Ihre arme Frau und zur Besserung Ihrer Lage....Na, — greifen Sie zu! — Oder soll ich's Ihnen noch schriftlich geben, daß das Geld Ihr rechtmäßig erworbenes Eigenthum ist?"....

Wenige Minuten später stand der reuige Dieb wieder auf der Straße und eilte seiner Wohnung zu.... Diesmal machte er unterwegs wirklich allerlei Einkäufe an Wein und Delikatessen, und es kam ihm dabei gar nicht in den Sinn, daß man ihn seiner Geldausgaben und seiner Goldstücke wegen beargwöhnen könnte.... Und als er nach Hause kam und seiner geängstigten Frau alle Kostbarkeiten auf das Bett legte, da sah sie ihn nicht entsetzt an, da schrie es ihm nicht entgegen „Dieb!" — — da umschlang sie ihn liebevoll und flüsterte zärtlich:

„Wo hast Du denn das viele Geld hergenommen?"

„Gestohlen nicht, Weibchen!"

„Gestohlen!.... Aber Mann! Wie kommst Du auf so schreckliche Gedanken ....Du — — ein Dieb!"

Da ergriff er ihre schmale Hand und bedeckte sie mit leidenschaftlichen Küssen.

„Ja, Du hast Recht", sprach er leise, mit mühsam verhaltenen Thränen, „ich — — ein Dieb!"

Die Perlenschnur.

„Herr," sprach Abdullah und trat mit seiner Schwester Fatme vor den Richterstuhl, „Du wirst Dich vielleicht noch des tapferen Abbas entsinnen, der vor dreißig Jahren starb. Er war unser Vater und hinterließ uns Beiden zu gleichen Theilen alle seine Habe, die wir bis jetzt gemeinsam genossen. Wohl ist Fatme seit einigen Jahren mürrisch und zänkisch; aber ich gab stets nach, weil ich den Frieden liebe. Nun jedoch habe ich mir vor Kurzem die schöne Zoraide als Braut erwählt und gedachte ihr diese kostbare Perlenschnur als Geschenk zu geben — das theuerste Andenken, welches ich von meinem Vater besitze; denn er brachte sie mir, als ich fünf Jahre alt war, von einer Reise mit, und seitdem ist sie mein Eigenthum. Fatme jedoch behauptet, auch dies sei ein Erbstück unseres Vaters und sie habe An pruch auf die Hälfte. Keine meiner Vorstellungen hilft — sie bleibt bei ihrem Verlangen; nicht etwa der Perlen wegen — o nein, ich weiß sehr wohl, nur um meiner Braut und mir die Freude zu verderben; denn meine Schwester will nicht, daß die junge Zoraide als Herrin einziehe in unser Vaterhaus!—Nun, weiser Kadi, richte!" — Der Kadi neigte sein Haupt, dann frug er: „Fatme, ist Alles so, wie Dein Vater sagt?"

„Alles ist so," entgegnete sie, „bis auf seine Behauptung, die Perlenschnur gehöre ihm allein! Womit will er beweisen, daß sie der Vater ihm schenkte? Ich bestreite das und verlange meine Hälfte; — warum ich das thue, ist für Deinen Richterspruch gleichgültig!"

„Nun, Abdullah," wandte sich der Kadi an diesen, „hast Du lebende Zeugen oder eine Schrift, um darzuthun, daß Dir Dein Vater die Perlen gab?"

„Ich habe nichts dergleichen!" entgegnete der Kläger.

„Dann freilich steht die Sache schlimm für Dich!" sprach der Kadi. „In Güte, das sehe ich, wollt Ihr Euch nicht vergleichen, so daß Fatme etwa doch Geld für ihren Antheil nähme...."

„Nein", rief sie dazwischen, „ich will die Hälfte der Perlen!"

„Gut", fuhr der Richter fort und winkte seinem Schreiber, „so muß ich ein Protokoll hierüber mit Euch aufnehmen und dann das Urtheil fällen! Sprich, Beklagte: Du heißest Fatme — wie viel Jahre zählst Du?" Da wurde sie verlegen, stockte, setzte mehrmals an, schwieg aber doch. „Wie alt bist Du?" wiederholte der Kadi. „Rede!" — Endlich antwortete sie leise mit geröthetem Gesichte: „Achtundzwanzig Jahre alt bin ich!"

„So?" sagte der Richter und lächelte schlau. „Hiermit spreche ich die ganze Perlenschnur kraft Gesetzes dem Abdullah allein zu. Nimm sie hin, Kläger, und ziehe ruhig Deiner Wege! Fatme ist gar nicht Deine Schwester; denn Abbas starb vor dreißig Jahren und sie ist erst achtundzwanzig Jahre alt!"

— Kranke Frauen. „Ach, wie hübsch, Frau Assessor, daß man Sie wieder einmal trifft! Sie sehen allerdings etwas leidend aus! Doch ach, ich bin ja selbst so krank —" — „Freilich, freilich, Frau Revisor, man sieht es Ihnen an! Aber wissen Sie, ich habe entsetzliche Magenkrämpfe gehabt in der Zwischenzeit — zum Närrisch werden, sage ich Ihnen!" „O, das ist noch gar nichts gegen meine Gliederschmerzen—Tag und Nacht habe ich geweint, versichere ich Sie! Und erst mein Kopf! Wie wenn ich ein Hammerwerk darin hätte —" „O, davon reden Sie nur mir nicht! Wenn ich meine Migräne bekomme, wirft's mich ganz im Bett —" „Aber das ist bei mir noch viel ärger; ich meine—" „Ah pah, liebe Freundin, keine Idee! Ihnen fehlt ja gar nichts gegen mich —" „Was? Mir fehlt nichts? Glauben Sie vielleicht, Ihnen fehlt was? Das ist ja doch blos lauter Einbildung!"

— Wenn Deinem Freunde etwas Unangenehmes begegnet, so frage ihn nicht nach den Einzelheiten, sondern wende Dich an seinen Nachbar, der Dir mit Vergnügen Alles erzählen wird. Auf diese Weise sparst Du Deinem Freunde Aerger und machst seinem Nachbar Freude.

— Höchste Galanterie. Fräulein: „Ach, wenn ich nur wüßte, wie morgen das Wetter ist!" — Verehrer: „O wie gerne wär' ich jetzt ein Laubfrosch, um Ihnen das bestimmt sagen zu können!"

Für unsere Frauen.

Plauderei von Mutter S.

An Frau S.!

Sie und auch die anderen Damen werden mich freundlichst entschuldigen, daß ich Ihre Briefe nicht sofort beantworte, aber der mir zur Verfügung gestellte Raum gestattet mir dies nicht. So habe ich mir Ihre Briefe in der Reihenfolge hingelegt und werde sie der Reihe nach als Thema meiner Artikel benützen.

Wir Frauen müssen doch ein äußerst interessantes unerschöpfliches Thema für die Herren sein, da sie in jeder Tonart über uns herziehen. Ich möchte die Frau sehen, an welcher der Mann nichts auszusetzen hätte! Ist die Frau fügsam, mild und geduldig—so ist sie ein Schaf; ist sie heiter, lustig und fröhlich —so ist sie leichtsinnig; ist sie energisch, thätig, gerecht und charakterfest,—wird sie sofort zum Drachen gestempelt; bekümmert sie sich blos um ihren Haushalt — so ist sie ein Haushammel; begehrt sie geistige Nahrung—wird stracks ein Mannweib, mit spitzer Zunge, und ein verschrobener Blaustrumpf aus ihr gemacht. Kurz, sie soll wie das Chamäleon auf Befehl und nach dem Belieben ihres Mannes die Farbe wechseln: gegen ihn zärtlich, die Liebe, Geduld und Nachsicht selbst, immer dienstbereit, nie verdrossen; gegen die Kinder gerecht, streng, verständig, liebevoll, Achtung gebietend und ebenfalls geduldig; gegen die Dienstboten gebieterisch, courageirt, maßvoll und nochmals geduldig. Ihm soll sie die unterthänigste Sklavin sein — dankbar, daß er sie zu dem gemacht, was sie ist; für die übrigen Hausgenossen die Herrin, der sich Alles unterordnet und die für Alles verantwortlich gemacht wird.

Was wird uns sogar im neunzehnten Jahrhundert nicht Alles vorgeworfen! Sie können kein Blatt, Brochüre, Journal oder Zeitschrift in die Hand nehmen, ohne daß Sie auf Artikel stoßen, die uns Frauen gewidmet sein sollen — in Wahrheit uns aber unverlangte Rathschläge ertheilen oder über uns herfallen und uns in Stücke reißen. Und was thun die Frauen? Stolz gehen sie auf ihrem Pfade weiter — nur wenige werfen sich zu Vertheidigern ihres Geschlechts auf.

Eine der größten Anmaßungen des Mannes ist es, die Frau überhaupt geringer als sich selbst zu achten, denn er stammt doch vom Weibe. Und die eingefleischtesten Gegner der Frauenemanzipation müssen zugeben, daß es zu allen Zeiten Frauen gegeben hat, die sich durch Geist, Witz, Anmuth, Geschmack, Bildung und Verstand auszeichneten. Nehmen Sie einmal die großen Männer, wie: Schiller, Goethe, Heine, Scheffel, Humboldt, Reuter, Shakespeare, Dickens, Beethoven, Mendelssohn, Wagner etc. — kurz, Alle, ob sie nicht ihre Größe zum größten Theil dem anregenden Verkehr mit geistvollen Frauen zu danken haben.

Wenn heute noch große Zeitungen behaupten, daß dem Manne die Bildung zur Befreiung, der Frau nur als Ballast dient, so kann sich eine solche Zeitung nicht beklagen, wenn sie scharfen Spott erntet. Und die Behauptung, daß Geistesbildung die Frau ihrem natürlichen Beruf entfremde, ist ebenso lächerlich. Im Gegentheil, die Frau gewinnt, denn Bildung, Logik, Denken erleichtert doch alle Arbeit. Und wer erzieht denn die Kinder? Der Mann? In unserem Zeitalter des Hastens nach Geld, Ehre, Genuß und Glanz, wo der wachsende Wohlstand bei uns neue Bedürfnisse erzeugt und der Aufwand und Luxus die geistigen Reichthümer zurückdrängt; wo sich die Zahl der Unwissenden allerdings vermindert, aber auch die Zahl der wahrhaft Gebildeten sich nicht vermehrt—da braucht der Mann wahrhaftig der Bildung der Frau nicht hindernd im Wege zu stehen, sondern sollte ihr allen und jeden Vorschub leisten.

Doch ärgern Sie sich nicht. Die Zahl der Herren, welche kopflose, zopfige Behauptungen aufstellen, wie weibliche Genies sind Ausnahmen oder Frauen besitzen keinen Humor, wird immer geringer. Es sind dies Menschen, die nicht mit dem Zeitgeiste voranschreiten, denn wahrhaft gebildete Männer agitiren für Frauenemanzipation.

Da ist zum Ersten Dr. Backus, Vorsteher des Packer Instituts, welcher diesen Winter einen Vortrag in Brooklyn Institute of Art and Science hielt über Mädchen als Schüler.

„Die Knaben", sagte er, „muß der Lehrer immer anspornen, bald durch Lob, bald durch Tadel oder durch Strenge. Bei den Mädchen aber, ist dies nicht nöthig, die muß man sogar zurückhalten. Und," fährt er fort, „sehen Sie sich einmal die Hochschule an, auf je sechshundert Mädchen kommen zweihundert Knaben und wie lernen diese Mädchen! Oft bis sie faktisch unter ihrer Bürde zusammenbrechen."

Auch in Deutschland erheben Lehrer ihre Stimmen, man lese die Artikel von Dr. Richard Wultow, Schuldirektor in Hessen, der sich zwar noch nicht zu der Ansicht des Dr. Backus emporgeschwungen hat, aber doch den Frauen und deren Studium ein warmes, gerechtes, unparteiisches Wort redet. Spät erwacht er, der deutsche Michel, aber er erwacht doch und ist er erst einmal so weit, dann schreitet er auch rüstig weiter.

Was den Mangel an Humor bei den Frauen betrifft, so ist die Ursache wohl darin zu suchen, daß es der Frau bis jetzt noch nicht zu wohl geworden ist — sie ist immer noch zu sehr geknechtet.

Doch kenne ich auch humoristische Bücher von Frauen geschrieben wie „Helens Babies", „Josiah Allen" u. s. w., aber die sind für viele Herren Zukerwasser, sie sind ihnen nicht gewürzt genug; die jetzige Generation muß Ehebruchsdramen haben — einen Fritz Reuter, den man jedem Kind in die Hand geben kann und der mit seinem köstlichen, zum Herzen dringenden Humor des Menschen Seele erfreut — den lesen sie nicht.

Weil ich gerade von Fritz Reuter spreche — lesen Sie einmal „Durchlauchting", wenn Sie sich vor Gewitter fürchten. Wenn Ihnen da die Lächerlichkeit Ihrer Angst nicht klar wird, dann sind Sie nicht zu heilen. Das ist auch ein wunder Punkt im weiblichen Charakter, die Angst vor dem Gewitter, Kugelregen, Pferde, Feuer u. s. w., die der Emancipation der Frau sehr im Wege ist, denn wenn man sich dem Manne gleich stellen will, muß man auch den Schutz des Mannes entbehren lernen und sich Muth aneignen — den Muth seiner Ueberzeugung und in Gefahr — sonst kann kein Weib Banktassiererin oder Richter werden.

Dies liegt aber auch viel an der Erziehung; würden die Mädchen praktisch für das Leben erzogen, wie der Knabe, würden sie reiten, fechten, turnen und sich an Spielen betheiligen lernen, auf daß ihr Körper gestählt, ihr Muth erweckt würde, denn die Frauen der Wilden sind den Männern an Kraft gleich, ja, sie überbieten den Mann noch an Ertragungsfähigkeit. In Europa, wo die Frau oft mit Ochsen und starken Hunden an einem Wagen zieht, wo sie den ganzen Tag mit auf dem Feld arbeitet — da liegt der Mann am Feierabend auf der Bank vor der Hütte, während die Frau zu ihrer Erholung die häuslichen Bedürfnisse besorgt, oft noch ein Kind dabei nährt und dennoch ihre physische Kraft erhält.

Würden die Mädchen ähnlich den Knaben erzogen und ihr Wollen und Können geweckt, so würden sie bald die Männer überflügeln. Aber da sitzt der Haken — die Mädchen der besseren, bemittelten Kreise werden verhätschelt, verwöhnt, gepflegt, behütet, bis sie die schwächlichen Puppen der modernen Erziehung werden, die zu nichts gut sind als zur Favoritin; die auf der Welt nichts verstehen als das Geld aus dem Hause zu bringen und Shoping zu gehen; die trotz allem Fortschritt noch zur Wahrsagerin laufen in Liebes- und Krankheitsfällen. Dies ist faktisch wahr und nicht blos in den unteren Schichten, sondern auch in den sogenannten gebildeten Kreisen zu finden, denn eine Dame erzählte mir, daß sie von einer Wahrsagerin die wirkliche Krankheit ihrer Schwester erfahren hätte; doch habe die Wahrsagerin hinzugefügt, daß der Kranken nicht mehr zu helfen wäre. Als meine Freundin dies dem Arzte, der ihre Schwester behandelte, sagte, antwortete er: „Dies ist mir nichts Neues, nur habe ich Ihnen den Schmerz ersparen wollen; es ist doch noch früh genug, wenn das Ende eintritt."

Daß gebildete Frauen noch abergläubisch sind, ist Thatsache, aber auch viele Männer sind es; die haben es wohl mit der Muttermilch eingesogen und können es nicht mehr los werden. — Deshalb, bildet die Frau und Ihr bekommt tüchtige, geistvolle Menschen, denn die Eindrücke, die das Kind in der frühesten Jugend empfängt, sind bleibend und der Knabe ist doch, oder sollte doch bis zu seinem zehnten Jahre der Obhut der Mutter anvertraut werden. Wenn ich sage, sollte doch, so meine ich, daß gewissenhafte Mütter sich ihres Knaben bis zu diesem Alter annehmen und ihn nicht der Willkür der Wärterin, Amme, oder des Dienstmädchens überlassen.

Was die Arbeit der Frau betrifft, so bin ich anderer Meinung und stimme mit Ihnen in dieser Beziehung nicht überein, daß die harte Arbeit blos für Männer ist und Straßenreinigungen nicht von Frauen besorgt werden sollten. Im Gegentheil, Frauen verstehen das Fegen und Kehren viel besser, als die Männer, und es gibt genug starke, robuste arme Frauen, die dies besorgen könnten. In Berlin im Thiergarten können Sie Frauen genug sehen, die, mit Schippen, Besen und Schubkarren bewaffnet, die Wege reinhalten. Ich kann in der Arbeit, wenn die Frau sich dem Manne gleichstellen will, nichts Degradirendes sehen, warum könnte sie nicht Milchkunden besorgen, Zeitungen tragen u. s. w.? Wenn die Frau selbst spazieren fährt, so kann sie doch auch einen Milchwagen fahren. Kurz, ich bin dafür, daß die Frauenerziehung einer gründlichen Reform unterworfen werden sollte, so daß die Frau, wenn die Nothwendigkeit an sie herantritt, ihren Platz ausfüllen kann und nicht bei jeder Kleinigkeit in Ohnmacht fällt, wie bei einem Schnitt in den Finger, oder wenn eine Gardine brennt, sondern wacker zugreift und sich selbst helfen lernt. Gerade durch den panischen Schrecken, der die Frauen im Moment der Gefahr befällt, gehen so viele Menschenleben verloren. Und durch die Scheu, ihre Meinung frei heraus zu sagen und ihre Sache selbst zu verfechten, kommt die Frau oft in die Hände von Hyänen in Menschengestalt, die ihr die Hinterlassenschaft ihres Mannes abnehmen, welche sie und ihre Kinder vielleicht auf Lebenszeit unabhängig gemacht hätte.

Sie müssen mich nicht falsch verstehen — ich will nicht die Frau zur Straßenkehrerin stempeln; aber dies dünkt mir noch lange nicht die härteste Arbeit. Ich wette darauf, daß der Arzt mehr Sklave ist, als der Straßenkehrer und doch drängen sich die Frauen gerade zu diesem Beruf. Glauben Sie mir, es kommt manches im ärztlichen Beruf vor, gegen welches der Beruf des Straßenkehrers vorzuziehen ist. Ich will hier durchaus nicht gegen die Frauen als Arzt sprechen und begrüße den weiblichen Arzt für Frauen und Kinder als eine Wohlthat; aber ich verachte auch keine andere Arbeit und wenn es Straßenreinigen ist. Reinigen der Straßen ist gesunde Bewegung, da braucht man keine Turnplätze. Jedenfalls ist Arbeit — mag sie sein was sie will — viel ehrenhafter als von dem Erlös der Reize zu leben, was so viele arbeitsscheue „Ladies" vorziehen

Chinesisches.

Professor Douglas, Lehrer der chinesischen Sprache am Kings College in London, begann dieser Tage eine Reihe von Vorträgen über China. Douglas hat selbst einige Jahre im Reich der Mitte gelebt. Aus seiner ersten Vorlesung sei einiges hervorgehoben. Die Gesellschaft in China ist in vier Klassen getheilt: Gelehrte (die nicht Mandarinen sind), Landbesitzer, Handwerker und Kaufleute. Die Gelehrten dürfen nicht gefoltert werden, ehe sie nicht ihrer akademischen Würden entkleidet sind. Sie bilden eine gefährliche Klasse, da nicht genug Stellen für sie vorhanden sind. Sie sind zu stolz, Handarbeit zu verrichten, aber nicht zu stolz, „Bummler" zu sein.

Die chinesischen Schriftsteller besitzen keine Originalität. Wenn sie wirklich etwas schaffen, so geben sie nur Commentare zu dem, was bereits geschrieben ist. Ihr Gesichtskreis ist beschränkt; es sind diese Gelehrten, die fast alle Zwistigkeiten zwischen Fremden und Eingeborenen veranlassen. Außerdem verhöhnen sie mit Vorliebe die Behörden. In der chinesischen Gesellschaftsordnung nehmen die Landwirthe die zweite Stelle ein. Sie haben so viel Steuern zu zahlen, daß sie arm bleiben. Die Klasse, welche für China am meisten gethan und noch thut, nämlich die Kauf- und Handelsleute, hat den untersten Rang. Chinesische Kauf- und Handelsleute erfreuen sich jedoch eines guten Rufes als ehrliche und rechtschaffene Leute. Die sogenannten Aerzte in China sind Empiriker, die von der Einfalt und Narrheit des Volkes leben. Amputationen werden nie in China vorgenomm